

(S. 369–448). Sie fragt, nach dem Ort für Überlegungen, dass es Gott nicht gab und skizziert eine mögliche Quellenauswahl für weiterführende Untersuchungen. Dieser Abschnitt fällt freilich deutlich kürzer aus als die anderen Kapitel, welche die unübersichtliche Fülle von Zuschreibungen ordnen, doch ist dies dem sondierenden Charakter einer Pionierarbeit geschuldet. Glaubenszweifel werden im Mittelalter nicht als ein intellektuelles Problem begriffen und deshalb auch nicht innerhalb des scholastisch-theologischen Diskurses geführt. Sie werden als ein alltägliches, lebensweltliches Problem des Glaubens angesehen, so dass die spirituelle Literatur einen Fundus an paraphrasierenden Formulierungen zur Frage der Entfremdung und Negation von Gott bietet. W. identifiziert drei spezifische Verhandlungsorte für Phänomene, die mit Glaubenszweifeln zusammenhängen: erstens den vorwiegend monastisch geprägten Diskurs der *acedia* (S. 369–378), zweitens die Problematisierung von Anfechtungen in seelsorgeischen Texten (S. 378–411) sowie drittens die Formulierung von Unzufriedenheit aufgrund erfahrener Ungerechtigkeiten und Verarbeitung persönlicher Leiden (S. 412–432).

Dorothea W. gelingt ein Kunststück in ihrer wegweisenden Studie zu Glaubenszweifeln und Unglauben in der Vormoderne: durch ihre vorbildlich systematische Methodik, kombiniert mit einer sprachlichen Souveränität und konsequent umgesetzter Quellenkritik zeigt sie auf, wie über Religiosität im Mittelalter gearbeitet werden kann. Gleichzeitig ist die Arbeit in methodischer Hinsicht ein Markstein für die historische Forschung, weil sie die hohe Relevanz mediävistischer Expertise für zeitgenössische (wissenschaftliche) Narrative benennt, ohne in einen selbstlegitimatorischen Duktus zu verfallen. Diese Dimension untermauert W. mit ihrem Appell für eine stärkere Beteiligung von Historikern an gegenwärtigen Debatten, um missverständliche anachronistische Identifikationen und Verkürzungen durch ihre differenzierende Methode offenzulegen. Kurzum: Ein Narr ist, wer dieses überzeugende Buch nicht für seine Forschungen heranzieht, da es sowohl methodisch wie auch inhaltlich absolut überzeugt.

Berlin

Marika Bacsóka

Vera von der Osten-Sacken: Jakob von Vitry's „Vita Mariae Oigniacensis“. Zu Herkunft und Eigenart der ersten Beginen, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2010 (VIEG 223), 270 S., geb., ISBN 978-3-525-10102-5.

Gegenstand der Studie, die 2008 als Dissertation von der Theologischen Fakultät der

Universität Göttingen angenommen wurde, ist die von dem nordfranzösischen Theologen und späteren Kardinal Jakob von Vitry in lateinischer Sprache verfasste hagiographische Lebensbeschreibung der in Brabant lebenden Maria von Oignies († 1213): „*Vita Mariae Oigniacensis*“ (VMO) und ihres historischen Kontexts. Als sog. *mulier religiosa* stellt Maria einen um 1200 neu aufkommenden Frömmigkeitstypus dar, der dem apostolischen Ideal der Nachfolge des „nackten, armen Christus“ in der aktiven Nächstenliebe verpflichtet ist und unter dem Begriff des Beginentums seit langem das Interesse der Forschung geweckt hat.

Die Dissertation, die anhand der VMO frömmigkeitsgeschichtliche, kirchenhistorische sowie -politische Aspekte auf dem Hintergrund des religiösen Umbruchs an der Wende zum 13. Jahrhundert untersucht, versteht sich als Basis für ein weiter gefasstes, anspruchsvolles kirchenhistorisches Forschungsprojekt, das eine – bis dato fehlende – Übersetzung in die deutsche Sprache wie auch eine kritische Edition der VMO zum Gesamtziel hat.

Osten-Sacken stellt zunächst den Forschungsstand anhand der wichtigsten Thesen zu Ursprung und Bedeutung des Beginentums als neuer Frömmigkeitsform von Laien dar, die sich besonders im Umfeld der Städte entwickelt hat. Um die Vita im zeitgeschichtlichen Kontext zu situieren, wird deren Verfasser, der Theologe, Regularkanoniker und spätere Bischof von Akkon und Kardinal Jakob von Vitry (1160/70–1240), in seiner Biographie, seinen theologischen und kirchenpolitischen Werken sowie im Umfeld seines Lehrers, des Pariser Theologen Petrus Cantor, sowie weiterer Schüler Cantors, wie Johannes von Nivelles, Robert von Courçon und anderer, dargestellt. Dabei geht es vor allem um die zentrale Bedeutung von Predigttheorie und -praxis sowie der Seelsorge insgesamt.

Die Pastoraltheologie von Petrus Cantor wird zum Vorbild für Jakob von Vitry. Die Predigtlehre gilt beiden als „Königsdisziplin der Theologie“. Hinsichtlich der Pastoralpraxis ist die religiös-sittliche Lebensführung des Predigers Voraussetzung für dessen Glaubwürdigkeit und seelsorgerlichen Erfolg, was bei Cantor wie bei Vitry zu deutlicher Kritik an der Lebensführung zeitgenössischer Kleriker und deren laxer Moral führt. Es sind die Predigt-kampagnen, die diese Theologen, z. B. Robert von Courçon, vor allem gegen Wucher und Geldhandel, aber auch gegen die südfranzösischen Katharer führten. Neben diesen kirchenpolitischen Aktivitäten stellt O.-S. auch die theologischen Einflüsse der augustinischen Theologenschule von St. Viktor, besonders der Eucharistielehre Hugos von St. Viktor, auf Jakob heraus. „Die Vita der Laiin Maria

von Oignies illustriert die Frömmigkeit der *mulieres religiosae* in Brabant.“ (S. 62). Doch widerspricht O.-S. der These von Miriam Marsolais (Jacques de Vitry and the canons of St. Victor, in: Margot H. King / Hugh Fass: Jacques de Vitry, Thomas de Cantimpré. Two lives of Mary d'Oignies. Toronto, 4. Aufl., 2003, S. 13–33), Jakob habe die VMO als Exemplum für das Leben der Regularkanoniker von St. Viktor geschrieben.

Der Hauptteil (S. 63–229) ist der extensiven Darstellung der *Vita Mariae Oigniencensis* gewidmet. Die Autorschaft Jakobs von Vitry ist – nicht nur durch den Prolog, sondern auch durch Thomas von Cantimpré, den Autor einer Fortsetzung der VMO – bezeugt. Wie der Prolog an den Bischof Fulko von Toulouse darlegt, hat Jakob von Vitry die VMO auf Bitten Fulkos verfasst, der ihn um Lebensbilder der frommen Frauen der Diözese Lüttich in seinem Kampf gegen die Häresien der Katharer gebeten hatte. Zwei Jahre (1211–1213) lebte Jakob in der Nähe Marias als deren Seelsorger. Doch bewundert er Maria und nennt sie seine geistliche Mutter. Als „Expertendokument“ handelt es sich bei der VMO zugleich um eine „frühe Vita“ und „Erlebnislegende“, die – zwei, höchstens drei Jahre nach Marias Tod (1213) abgeschlossen – im Unterschied zum Typus der Traditionslegende nicht auf fremder Überlieferung aus zeitlicher Distanz beruht. Jakob hatte bei der Abfassung der VMO noch keine Kenntnis ähnlicher Formen der religiösen Armutsbewegung, der Franziskaner oder der Humiliaten, die er erst auf der Reise zu Papst Honorius III. nach Perugia kennenlernte. Trotz ihrer teilweise legendären Züge zeichnet die VMO daher ein hoher Grad von Authentizität und entsprechender Quellenwert hinsichtlich des Lebens Marias von Oignies und der frühen *mulieres religiosae* aus.

Der VMO liegt ein Gesamtkonzept des Autors zugrunde. Zielsetzung des Werks ist die Darstellung eines heiligmäßigen Lebens der Buße nach dem neuen Frömmigkeitstypus der apostolisch begründeten Armutsbewegung. Es soll sowohl zur Erbauung der Gläubigen wie vor allem für den Gebrauch des Predigers, zur Buß- und Kreuzzugspredigt, wohl auch, wie der Prolog nahelegt, auch zur Bekehrung der Katharer dienen. Im Vergleich mit anderen Heiligenviten, z. B. der Vita Bernhards von Clairvaux durch Gottfried von Auxerre (PL 185,255–466), habe Jakob vor dem Problem gestanden, dass „Maria von Oignies zwar einem Ideal zisterziensischer Heiligkeit nahekam, sich aber nicht als Nonne oder Konverse beschreiben ließ, sondern als Laiin einer Hospitalgemeinschaft angehört hatte...“ (S. 99f.). Strukturell steht das Werk in der Spannung von chronologischem Rahmen ei-

nerseits und einer „Exempelsequenz“ für Prediger, „innerhalb derer Wundergeschichten, Tugenderweise und Gnadenerlebnisse der Heiligen als Einzelgeschichten erzählt werden.“ (S. 65). Solche lehrhaften *Exempla* stehen bei Jakob von Vitrys eigenen Predigtsammlungen oft am Ende einer Predigt. In der hagiographischen Literatur des Mittelalters entsteht mit der VMO ein neuer Gattungstypus, der zwischen Wunder- und Gnadenvita changiert. O.-S. charakterisiert diesen Typus als „Brückenvita einer Laienreligiösen“ (S. 99). Diese war „im Vollsinn *religiosa*, aber auch im Vollsinn Laiin, also weder an ein Kloster gebunden noch mit klerikalen Privilegien ausgestattet“ (S. 100).

Die Überlieferung von Jakobs VMO verzeichnet bisher 39 Handschriften und – Fragmente aus dem 13. bis 15. Jahrhundert (S. 101–105). O.-S. entnimmt die Daten, durch Verkürzung teils summarisch, einer Untersuchung von Suzan Folkerts (The Manuscript Transmission of the *Vita Mariae Oigniencensis* in the Later Middle Ages, in: Mary of Oignies. Mother of Salvation. Ed. by Anneke B. Mulder-Bakker. Turnhout 2006, S. 221–241). Die VMO ist die am weitesten verbreitete Frauenvita des frühen 13. Jahrhunderts und vor allem in den Südlichen Niederlanden (dem heutigen Belgien), in Nord- und Mitteldeutschland überliefert. Ausführlicher und in kritischer Auseinandersetzung mit Literatur behandelt O.-S. die Funktionsbestimmung und den Adressatenkreis der VMO (S. 106–113). Das Supplement zur VMO, das Thomas von Cantimpré im Auftrag von Aegidius, Prior der Augustinergemeinschaft von Oignies, noch zu Lebzeiten Marias verfasste, wird samt Überlieferung und Übersetzungen im Vergleich mit der VMO dargestellt (S. 82–87).

Adressaten und Rezipienten der VMO sind vor allem Zisterzienser, Regularkanoniker und Benediktiner. Der große Anteil an zisterziensischen Abschriften spricht auch dafür, dass die Zisterzienser und Zisterzienserinnen die frommen Frauen als nahe Verwandte ihrer eigenen Religiosität ansahen. Die *mulieres religiosae* selbst kommen als Rezipientinnen und Adressatinnen der Mariavita laut O.-S. nur eingeschränkt in Frage, nämlich, soweit die Frauen Latein verstanden und innerhalb ihrer Gruppe predigten (S. 107–108). Zu den volkssprachlichen Übersetzungen – laut Suzan Folkerts gab es französische, englische, niederländische, italienische, norwegische, schwedische Versionen – die verstärkt erst im 15. Jahrhundert einsetzten, macht O.-S. nur wenige summarische Bemerkungen (S. 108). Allerdings kam die Edition der mittellenglischen Übersetzung erst 2008 heraus (Brown, Jennifer N: Three Women of Liège. A Critical Edition of and

Commentary on the Middle English Lives of Elizabeth of Spalbeek, Christina Mirabilis and Marie d'Oignies. Turnhout 2008), kreuzte sich also mit dem Abschluss von O.-S.s Dissertation. Wichtig sind die Ausführungen zu den Beziehungen zwischen Maria und anderen *mulieres religiosae* mit den Zisterziensern und Zisterzienserinnen (S. 109–113). Dazu gehört auch der Vergleich mit der zisterziensischen Laienvita der Alpais von Cudot, die „erstaunliche Parallelen“ zur VMO aufweist und möglicherweise Jakob beeinflusst hat. (S. 113–117). Die These von Maria Calzà, dass Häretiker und das gläubige Volk die Adressaten der VMO gewesen seien (Calzà, Maria Grazia: Dem Weiblichen ist das Verstehen des Göttlichen auf den Leib geschrieben. Die Begine Maria von Oignies († 1213) in der hagiographischen Darstellung Jakobs von Vitry († 1240). Würzburg 2000, S. 154), hält O.-S. für unwahrscheinlich. (S. 106). Doch erschließt sie einen innerklerikalen Adressatenkreis, der an „sittlich hochstehendem Leben und einer entsprechenden Kirchenreform interessiert und empfänglich für Kritik an Mißständen im Klerus“ war (S. 117). Die zwei Passagen, die sich mit dem Katharerproblem befassen, reichen ihrer Ansicht nach nicht aus, in der VMO eine „antikatharische Programmschrift zu sehen“ (S. 120). Öfter nimmt O.-S. auf Werke Jakobs von Vitry, wie Kreuzzugspredigten (S. 133–139) oder Jungfrauenpredigten (S. 168ff.), Bezug, um Positionen ihrer Interpretation zu stützen.

Die VMO ist in einen Prolog und zwei Hauptteile gegliedert, die sich als *vita exterior*, (nicht: exteriora!), d. h. beispielhaftes äußeres Leben, wie die tief religiöse Persönlichkeit mit ihren Buß- und Tugendübungen, und *vita interior* (nicht: interiora!), inneres Leben, Gnadenerweise und mystisch-ekstatische Erlebnisse, zuordnen lassen. Die Umwandlung der enthaltsamen Liebe in der Ehe Marias zur geistlichen Ehe nach der räumlichen Trennung von ihrem Mann Johannes spielt für das um 1200 aufkommende Ideal der innerehelichen Enthaltensamkeit eine exemplarische Rolle (S. 169). Das zweite Buch ist durch das theologische Programm der sieben Gaben des Heiligen Geistes geprägt. Breiten Raum widmet O.-S. dem Kern von Marias Frömmigkeit, der innigen Christusliebe und Leidensnachfolge. Das Verhältnis zu Christus beschreibt Jakob im Sinne des Hohenlieds als das der mystischen Braut gemäß Bernhard von Clairvaux (S. 171–177 und 184f.) und anderer Theologen des 12. Jahrhunderts. Maria weiß sich in besonderer Weise der inneren Kreuzesnachfolge der Gottesmutter Maria verbunden, wie sie z. B. in der Hohelied-Deutung des Regularkanonikers Wilhelms des Kleinen

(† 1189) anzutreffen ist (S. 175). Das Beginen-Ideal der *vita activa*, vor allem in der Pflege Schwerkranker, wird auch bei ihr mit dem der *vita contemplativa*, vor allem in der Meditation von Christi Kreuzesleiden, verbunden. Das selbstgewählte Leiden der *compassio* mit Jesus zur Seelenrettung war auch in den Kreuzzugspredigten der Zeit, z. B. bei Abt Gervasius von Prémontré oder Papst Innozenz III., verbreitet (S. 183–185). Dazu gehörten intensive Bußübungen und Formen der Selbsterniedrigung, wobei Maria auch vor massiven Selbstverletzungen nicht zurückschreckte (S. 186ff.).

Diese Frömmigkeit manifestiert sich auch in starken Emotionen wie Zerknirschung über die Sünden, die bei Maria in der Tränengabe kulminieren. Durch ihr Beispiel erfährt ein darüber spottender Priester selbst einen Tränenstrom (S. 177–180). Es geht um „Erfahrung, als direktes Selbsterleben, nicht Anschauung oder Bildung aus der abstrakten Distanz des Fremdbetrachters“ (S. 178f.). Die Anfeindungen von reformfeindlichen Klerikern gegenüber dem Lebensentwurf der *mulieres religiosae* werden mehrfach thematisiert. Jakob versucht, die Frauen vor dem Verdacht zu schützen, sie würden sich, da offenbar dazu befähigt, das Klerikervorrecht der Predigt anmaßen. Maria wird auch als engagierte Seelsorgerin im Gegensatz zu hochmütigen Klerikern mit laxer Moral charakterisiert. Als *paupercula Christi* wollte sie sogar an einem Kreuzzug teilnehmen oder bettelnd umherziehen. Diese Vorhaben werden ihr von Jakob und anderen geistlichen Freunden wohl aus pragmatischen Gründen ausgedet, so dass Maria das *fugere et mendicare cum Christo* (S. 196) in den Dienst an Kranken, besonders den Leprosen, stellte (S. 206–210).

Da Maria im ersten Teil ihres Lebens in Williambrouck etwa 12 Jahre lang als Leprosenpflegerin tätig war, werden die frühen *mulieres religiosae* in den sozialen und religiösen Kontext der Hospitäler und Leprosorien der Zeit gestellt (S. 210–217). Ebenso werden Konflikte zwischen Klerikern und Laienreligiösen thematisiert, die durch das im 4. Laterankonzil 1215 ausgesprochene Verbot der Beichte bei Laien und durch Einschränkungen des Eucharistieempfangs von Laien entstanden (S. 217–220). Schließlich zieht O.-S. Linien bis zu den Viten Ivettas von Huy und Elisabeths von Thüringen, ja bis zur Darstellung des Lepraproblems in Hartmanns von Aue Erzählung „Der arme Heinrich“ (S. 222–229).

Eine Zusammenfassung der Ergebnisse in deutscher, englischer und französischer Sprache (S. 232–238), ein Abkürzungs- und Literaturverzeichnis (S. 239–256), ein Anhang: „Handschriftliche Überlieferung der Mariavita

in Einzelvorstellungen“ aus dem 13. und 14. Jahrhundert (Kurzbeschreibungen von 14 Manuskripten; S. 257–262) sowie ein Orts- und ein Personenregister (S. 263–270) runden die profunde Darstellung ab. Strukturell führt das Ineinander von inhaltlicher Würdigung der VMO und zeitgeschichtlichem Hintergrund teilweise zu Redundanzen. Doch bietet die Arbeit insgesamt eine differenzierte Analyse der VMO und ihres weiten Umkreises im

theologischen, frömmigkeits-, kirchen- und sozialgeschichtlichen Kontext des frühen 13. Jahrhunderts, bei der zu wesentlichen Aspekten eine kritische Auseinandersetzung mit der Sekundärliteratur erfolgt. Die Dissertation erscheint so auch als solide Basis für die weiteren Vorhaben Vera von der O.-S.s: eine kritische Edition der VMO und eine Übersetzung ins Deutsche.

München

Helga Unger

Reformation und Frühe Neuzeit

Thomas Ott: Präzedenz und Nachbarschaft.

Das albertinische Sachsen und seine Zuordnung zu Kaiser und Reich im 16. Jahrhundert, Mainz: Philipp v. Zabern, 2008 / Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2009 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Abt. f. abendländische Religionsgeschichte, Bd. 217), XIV, 654 S., ISBN 978-3-525-10090-5.

In seiner umfangreichen, im Wintersemester 2005/2006 in München angenommenen Dissertation wendet sich Thomas Ott der Geschichte des albertinischen Sachsen im 16. Jahrhundert zu. Obwohl dieses Thema in der Forschung zu Frühneuzeit und Reformation bereits als gründlich untersucht gelten kann, gelingt es dem Verfasser durch die Auswahl seiner Untersuchungskriterien, neue Fragestellungen und Erkenntnisse zu gewinnen. Wie der Titel ausweist, soll der Stellung des albertinischen Sachsen auf zwei einander gegenüberstehenden Untersuchungsfeldern nachgegangen werden: Dem Verhältnis zu Kaiser und Reich, wie es sich insbesondere auf den Reichstagen äußert, sowie dem Beziehungsgeflecht zu den Nachbarn anhand der Erbeinungen. Unter dieser doppelten Fragestellung soll die Position des albertinischen Sachsen zum Reich und seinen Institutionen sowie innerhalb der Reichsverbände, also das „was das albertinische Sachsen im Reich ‚ausmachte“ (S. 6), erhellt werden. Beide Aspekte waren für die wettinischen Territorien bisher noch nicht umfassend erforscht (s. allerdings jetzt Eger 1459. Fürstentreffen zwischen Sachsen, Böhmen und ihren Nachbarn – dynastische Politik, fürstliche Repräsentation und kulturelle Verflechtung, hrsg. von André Thieme und Uwe Tresp. Wettin 2011). Die Untersuchung ist nicht nur für die sächsische Geschichte, sondern für die Beurteilung der Reichsgeschichte insgesamt von besonderem Interesse, weil das albertinische Sachsen, das

1485 mit der Leipziger Teilung entstanden war, im 16. Jahrhundert bekanntlich zu einer Führungsmacht in der Reichspolitik und im Religionskonflikt, aber auch in wirtschaftlicher, finanzpolitischer und kultureller Hinsicht wurde.

Als politische Bezugsgröße untersucht Ott in erster Linie die „Präzedenz“ auf den Reichstagen, die sich konkret in den langwierigen Sessionsstreitigkeiten der Wettiner mit dem Haus Bayern/Pfalz um den Vorrang auf der Fürstenbank äußerte. Dieser den ganzen Untersuchungszeitraum durchziehende und von den Reichsinstitutionen letztlich nicht zu lösende Streit um die Hierarchie innerhalb des Reichstages war insofern von grundsätzlicher Natur, als sich in der Session Rang und Reputation im Reichsverband und damit auch die Stellung zum Kaiser ausdrückte. Eine Folge des unerledigten Konfliktes um die Präzedenz war z. B. auch die persönliche Abwesenheit Herzog Georgs von Sachsen auf den für den Religionskonflikt doch so wesentlichen Reichstagen seit 1524. Dieser angesichts des Engagements Herzog Georgs im Kampf gegen die Reformation doch bemerkenswerten Tatsache wird allerdings nicht weiter nachgegangen.

Sehr detailliert stellt der Verfasser die entsprechenden Bemühungen und Konflikte um die Session in chronologischer Folge dar, beginnend mit den Reichsversammlungen der 1480er Jahre bis hin zum Reichstag von 1576 – das heißt also vom Begründer der albertinischen Linie, Herzog Albrecht dem Beherzten, an über seine Nachfolger Georg, Heinrich, Moritz und August bis zu Christian I. Der interessante und durchaus innovative Ansatz des Verfassers führt gelegentlich dazu, dass über der detaillierten Einzeluntersuchung des sächsisch-albertinischen (und auch bayerischen) Verhaltens im Sessionsstreit auf den Reichstagen der Blick auf übergreifende Entwicklungen zurücksteht.